

Katechese beim Eucharistischen Kongress in Köln 7. Juni 2013

„Herr, zu wem sollen wir gehen?“ – zu dem, der sich für uns hingibt.

„Herr, zu wem sollen gehen?“ das ist eine Frage, die nicht erst heute gestellt wird. Sie ist auch nicht nur durch ein paar clevere Organisatoren dieses Kongresses als Aufhänger ausgedacht und uns als Thema vorgegeben worden. Die Frage findet sich bereits im 6. Kapitel des Johannesevangeliums unmittelbar nach der großen Eucharistiepredigt Jesu. Sie passt also wie eigens dafür gemünzt zu einer Katechese beim Eucharistischen Kongress. Im Folgenden möchte ich mich in dieser Katechese etwas an diese Rede orientieren.

Eine Krisensituation

Schauen wir uns zunächst die Szene im vierten Evangelium an. Die Szene findet sich unmittelbar nach der Eucharistie-Predigt Jesu und stellt offensichtlich einen Wendepunkt im Auftreten Jesu dar, von dem ähnlich auch die synoptischen Evangelien berichten. Nach dem anfänglich galiläischen Frühling, in dem die Massen Jesus nur so zuströmten, zogen sich viele wieder zurück. Sie waren enttäuscht. Jesus bringt nicht, was die armen, hungernden, ausgehungerten Menschen von ihm erwarten und was sie auch dringend brauchten: Brot. Sie wollten ihn – und wer will das verdenken – nach der wunderbaren Brotvermehrung zu ihrem König, zum Brotkönig machen.

Er aber sprach von einem ganz anderen Brot, das er selbst ist und das er gibt als sein Fleisch. Doch das ist nicht das, was sie wollen und suchen und was sie auch brauchen. Jesus mutet dem Volk, das ihm nachläuft und an seinen Lippen hängt, viel zu. Sie protestieren: „Wie kann uns dieser sein Fleisch zum Essen geben.“ Das geht nun wirklich zu weit; das ist unzumutbar, unerträglich. Das ist wirklichkeitsfremd, gegen den normalen und gesunden Menschenverstand. Wie das alttestamentliche Bundesvolk in der Wüste murren sie. Sie sind frustriert, mucken auf, lehnen sich auf, sie protestieren und revoltieren. Aus der inneren Kündigung wird die äußere; sie distanzieren sich, gehen weg und sie bleiben dann weg.

Die Krise ging hinein bis in den engeren Kreis der Jünger Jesu. Sie gerieten aneinander und untereinander in Streit. Jesus weiß dass unter

ihnen einer ist, der ihn um etwas schnödes Geld verraten werde. So fragt er die Zwölf: „Wollt auch ihr weggehen?“ Eine Entscheidungssituation also. Entscheidung heißt griechisch *krisis*. Also eine Krisensituation.

Man braucht die Geschichte von damals nur erzählen und merkt sofort: Das ist nicht nur eine Geschichte damals, das ist exakt unsere Geschichte heute. Die Botschaft der Kirche und die Erwartungen eines Großteils der Menschen klaffen auseinander; die eigenen Leute beginnen hörbar zu murren. Auch im engeren Kreis, im Klerus beginnt es zu brodeln. Es kommt zu Auseinandersetzungen und unliebsamen Konflikten, zur inneren Kündigung und schließlich zum Exodus vieler. Viele ziehen aus und bleiben weg. Wir werden weniger.

Die Kirche ist offensichtlich nicht erste heute in der Krise; sie war es von Anfang an, sie ist es im Grunde immer. Es kann in der Kirche gar nicht immer Hochstimmung herrschen. Kirche und Krise, das gehört offensichtlich zusammen, und jeder, der auch nur ein wenig aus der Kirchengeschichte weiß, weiß auch, dass die Kirche heute nicht zum ersten Mal in einer Krisensituation und das heißt in einer Entscheidungssituation steckt.

Die vielen unnötigen Skandale des Glaubens

Schauen wir darum genauer zu, worin die Krise besteht. Der Verfasser des vierten Evangeliums ist kein Soziologe, der Fakten erhebt und dann die darin sich zeigenden Probleme und Konflikte darlegt und deutet. Er könnte uns sagen: Die Kirche gibt Antworten auf Fragen, die so nicht gestellt werden, und auf die, welche gestellt werden gibt sie keine Antworten, oder solche, die nicht verstanden oder nicht als hilfreich angesehen werden. Das ist so und das war offensichtlich auch bei Jesus so.

Der Soziologen, die so antworten, haben auf ihrer Ebene Recht, und es tut uns Theologen gut, wenn wir die Fakten, auch die unangenehmen Fakten zur Kenntnis nehmen. Es hilft ja nicht, die Wirklichkeit zu verdrängen, sie schönzufärben, in Protest oder in Jammerseligkeit an ihr vorbei zu leben, altersmüde nostalgischen Träumen von der scheinbar guten alten Zeit nachzuhängen oder jugendlich unreif uns in utopischen Zukunftsträumen und in Protestmanier zu ergehen. Wir müssen erwachsene Christen sein, die die Situation nüchtern zur Kenntnis nehmen. Wir können uns die Situation nicht aussuchen, wir können uns vor allem die Menschen, besonders nicht die jungen

Menschen aussuchen und sie kritisieren, wie sie nun einmal sind; es gibt keine anderen.

Doch als Theologen sollten wir wissen: Jede Stunde ist Gottes Stunde, in die hinein Gott uns gerufen hat. *Hic Rhodus hic salta!* Jede Situation kann auch zum *kairos*, zur Gnadenstunde werden.

Wie, das das Jesus nach der Darstellung des vierten Evangeliums deutlich. Nicht dadurch, dass er sich nach Marktlage verhält und nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage reagiert. Er gibt kein Jota klein bei. Jesus spricht von einem *skandlizein*; er sieht, dass seine Rede zum *skandalon* wird. Skandalon meint ursprünglich ein Stellholz, eine Falle; es kann auch einen Stein meinen, der auf dem Weg liegt, an dem man wenn es dunkel ist oder wenn man nicht aufpasst, anstößt und dadurch zu Fall kommt. Heute übersetzt man *skandalon* meist mit Ärgernis. Mit dem Wort Ärgernis assoziiert man Erregung und Entrüstung, die sich aufregt und aufhält über die Verletzung des religiösen und moralischen Empfindens

Solcher Entrüstung begegnen wir heute oft. Manchmal sind es aufgebauchte künstliche Ärgernisse, oder Ärgernisse, die man in der Sprache der Moraltheologie als *scandalum pharisaicum*, als pharisäische Ärgernisse bezeichnet. Aber, es gab und gibt auch handfeste Ärgernisse, wie wir sie in den letzten Jahren leider und zu unserem großen Schaden auch bei uns in Deutschland erlebt haben. Da sät dann – wie es im Gleichnis heißt – der böse Feind, Unkraut unter die gute Saat (Mt 13,25). Jesus selbst hat es mit Judas so erlebt; er spricht in der Eucharistierede klar von dem, der ihn verraten werde (6,64). Auch das gab es schon immer.

Die Kirche, die heilig ist, birgt auch Sünder in ihrem Schoß (LG 8). Sie ist eine Kirche der Sünder. Wäre es nicht so und bestünde sie nur aus Heiligen, würde ich und würden wir alle nicht dazu gehören. Doch zu entschuldigen und zu vertuschen gibt es da nichts. Wir müssen uns zu unserer Schuld bekennen, wir können Missstände, wo sie sind, nicht vertuschen oder schönfärben, weder die in der Vergangenheit noch die in der Gegenwart. Das Große am christlichen Glauben ist vielmehr, dass wir und die Kirche wir zu unseren Fehlern stehen können, weil es nach christlicher Überzeugung Vergebung und Barmherzigkeit gibt, und auf die sind wir alle jeden Tag angewiesen. Aber wir sind gehalten, diese selbstgemachten Ärgernisse so gut es menschenmöglich ist, abzustellen. *Ecclesia semper purificanda*. Die Kirche ist immer der Reinigung, sie ist immer der Erneuerung und der Reform bedürftig (LG

8; UR 6). Eine mit sich selbst zufriedene Kirche, wäre eine pharisäische Kirche. Sie wäre nicht mehr die Kirche Jesu Christi.

Noch zweite Form des *Skandalums* begegnet uns in der Eucharistierede. Jesu Hörer empfinden seine Rede als hart, weil sie diese missverstehen. Als Jesus vom Essen seines Fleisches und vom Trinken seines Blutes redete meinen sie, es gehe um das Essen seines irdischen menschlichen Fleisches und um das Trinken seines irdischen Blutes. Das war den Juden, und das wäre auch uns heute ein Gräuel. Jesus räumt dieses grobe – wie man sagt – kafarnaitische Missverständnis sofort aus. Fleisch und Blut sind für den Hebräer Worte, die symbolisch den ganzen Menschen meinen. Und auch in diesem ganzheitlichen Sinn geht es nicht um das irdische Fleisch und Blut, es geht – wie Jesus klarstellt – um das Fleisch und Blut des erhöhten, durch den Geist verklärten Menschensohnes. Als der erhöhte Herr gibt er uns nicht etwas, er gibt sich selbst. Es geht um eine reale Gegenwart und reale Selbstmitteilung, aber um eine in der Kraft des Hl. Geistes geschehende Präsenz, um die Selbsthingabe des erhöhten verklärten Herrn für uns und seine Gemeinschaft (*communio*) mit uns.

Solche *scandala* aufgrund von Missverständnis und Unverständnis sind heute gang und gäbe. Das religiöse Wissen ist heute auf einem seltenen Tiefstand. In einer einseitig von objektivierendem naturwissenschaftlich-technischen Denken geprägten Welt ist es schwierig, die Ebene, die Dimension, in der man von den Wahrheiten des Glaubens allein sinnvoll reden kann, abhandengekommen. Es gibt enorme Verständnis- und Sprachbarrieren. Sie betreffen nicht nur die Eucharistie; sie betreffen unsere priesterliche Existenz, die Ehelosigkeit und anderes, alles Wirklichkeiten, die in sehr vielen Fällen kaum mehr vermittelbar sind.

Wieder gibt es keine andere Möglichkeit als geduldig zu erklären, wie es Jesus in seiner Rede tut um die Zuhörer zu einem reflektierten, persönlich angeeigneten Glauben zu führen. Ein bisschen Theologie, wenn sie nicht einseitig verkopfte sondern im Herzen durchlebte und durchbetete Theologie ist, ist dazu nötig. Manchen klagenden Seelsorger wird man darum sagen müssen: Hand auf's Herz, wann hast du das letzte Mal ein solides theologisches Buch gelesen? Bonaventura, selbst ein bedeutender Theologe des Herzens, hat von einem doppelten Sinn der Theologie gesprochen: Sie hilft um den Gegnern das Maul zu stopfen, und sie dient dazu die Glaubenden zu erfreuen, wie sie ihnen die innere Stimmigkeit und Schönheit des Geglauten aufzeigt. Beides tut not.

Der unvermeidbare Skandal des Glaubens

Ich habe von zwei überwindbaren, zumindest im Prinzip überwindbaren Skandalen, d.h. Anstößen des Glaubens gesprochen, die uns als Seelsorger das Leben schwer machen. Nun müssen wir zum *Skandalum* im theologischen Sinn kommen, das unvermeidlich ist und dem wir nicht ausweichen können. Davon ist im vierten Evangelium bereits im Prolog die Rede. *Logos sarx egeneto* (1,14). Dass der unendlich über alles Weltliche erhabene Gott Mensch wird so wie wir Menschen sind, das ist dem normalen Menschenverstand nicht erst heute anstößig. Und dass dieser menschengewordene Gottessohn aus dem damals gottvergessenen Nest Nazareth, auch noch beansprucht, der Heiland und Erlöser aller Menschen zu sei, dass er, dessen Vater und Mutter wir kennen (6,42), der universale Mittler des Heils aller Menschen sein soll, so dass wer sein Fleisch nicht isst und sein Blut nicht trinkt, das ewige Leben nicht hat (6,53), dann scheint das auch heute vielen ein völlig inakzeptabler Anspruch zu sein.

Doch genau das sagt Jesus in der Eucharistierede Immer wieder im vierten Evangelium, allein in der Eucharistierede vier Mal, finden sich dort die berühmten *Ego eimi*-Aussagen: „Ich bin das Brot des Lebens“, „ich bin das Licht der Welt“, „die Tür“, „der gute Hirte“, „der Weg, die Wahrheit und das Leben“. Was Jesus über die Eucharistie sagt und die recht verstandene Realpräsenz in der Eucharistie sagt, ist nur Konkretisierung des Ärgernisses, das die Menschwerdung bedeutet. Es kommt zu seiner äußersten Zuspitzung am Kreuz. Denn dass Gott ans Kreuz geht und am Kreuz stirbt, das ist nicht nur für die gescheiterten Griechen eine Torheit, ein Unsinn und ein Blödsinn, das ist auch für die Juden ein Skandal, völlig unvereinbar ist mit ihren heiligsten religiösen Vorstellungen (1 Kor 1,24).

In der Eucharistie wird das Ganze des christlichen Glaubens auch in seiner menschlichen konkreten Ärglichkeit zusammengefasst. Und gerade sie ist die innerste Mitte, die Herzkammer des christlichen Geheimnisses. In ihr feiern wir in ganz konkreten Zeichen, Brot und Wein das universale Heil der Welt. „Das Heil der Welt, wahrhaftig hier zugegen ist“. Hier kommt zum Ausdruck: Jesus Christus ist das *universale concretum*, ja *concretissimum*. Das wiederholt sich in gewisser, theologisch: in analoger Weise in der Kirche und ihren Ämtern. Sie ist eine einzige komplexe Wirklichkeit, die in einer Analogie zum menschengewordenen Wort, aus einem menschlichen (manchmal sehr menschlichen und allzu menschlichen) Element und einem göttlichen Element zusammenwächst (LG 8). Theologisch spricht man

vom sakramentalen Charakter der Kirche, die sichtbare institutionelle Seite der Kirche ist vergegenwärtigendes Zeichen und Werkzeug der Kirche Jesu Christi und, Antizipation des kommenden Reiches Gottes. Als solche ist sie universales Sakrament des Heils.

Dieses sakramentale Verständnis kann zum Ärgernis werden. Denn dass die großen und hohen Aussagen, welche wir von der Kirche machen – Leib Christi, Braut Christi Tempel des Hl. Geistes, Kirche als universales Sakrament des Heils – von dieser konkreten Kirche mit all ihren unbestreitbaren Macken und Runzeln, ihren Fehlern und Unzulänglichkeiten nicht von einer Kirche innerhalb einer Auswahl von vielerlei Kirchen gilt, nicht von einer erträumten Idealkirche, einer utopischen Wolkenkuckucks-Kirche, dass sie von diesem Bischof, von diesem Papst und nicht von einem (übrigens schon im Mittelalter) ersehnten und erträumten *Papa angelicus* geleitet wird, das alles ist *das skandalon* des christlichen Glaubens, dem wir nicht ausweichen, das wir nicht vermeiden und schon gar nicht aufheben können. An ihm und seiner ärgerlichen Konkretheit kommen wir nicht vorbei.

Diese ärgerliche Konkretheit hat damals zum Murren des Volkes und zum Zwiespalt unter den Jüngern geführt. Solches Murren ist heute im Volk Gottes wie im Klerus in vielfältiger Weise wieder zu vernehmen. Wir können ihm nicht ausweichen. Wir müssen das wesentliche *skandalon* von den selbst gemacht und selbst verschuldeten Skandalen unterscheiden. Die sollen wir abstellen und für die müssen wir uns entschuldigen. Das Grundskandalon müssen wir aushalten. Ihm können und dürfen wir nicht ausweichen. Es muss uns zur Entscheidungssituation werden.

Die Entscheidung

An dieser Stelle trifft uns die Entscheidungsfrage wie sie Jesus am Ende seiner Eucharistierede stellt: „Wollt auch ihr weggehen?“ (6,67) An dieser Frage kommt keiner vorbei. Sie trifft jeden von uns: Wie entscheidest du dich? In welche Richtung gehst du? Auf welcher Seite willst du stehen?

Entscheidung ist nicht ohne Scheidung möglich. Eine Entscheidung muss Konsequenzen haben, sonst taugt sie nichts. Man kann nicht alles zugleich haben. Wir beklagen uns heute oft über die Indifferenz, über Gleichgültigkeit, mangelndes Interesse. Aber wir fördern die Indifferenz, wenn wir nicht selber die Differenz machen, wenn wir selbst keine Entscheidung treffen, einen Eintopf und einen ungenießbaren Brei zusammenrühren, in dem dann alles gleich gültig ist.

Indifferenz kann man nur überwinden, indem man eine Differenz macht, die nicht gleichgültig sondern eine als Alternative interessant ist. Christsein kann nur als Differenz, als Alternative attraktiv werden. Differenz meint nicht Verachtung oder gar Feindschaft mit denen, die eine andere Meinung haben, sie meint auch nicht Dialogunfähigkeit oder Dialogverweigerung. Im Gegenteil, Dialog ist nur möglich zwischen Partnern, die ihre Überzeugung haben. Nur zwischen ihnen kann es einen Austausch und gegenseitige Bereicherung geben. Dialog setzt Identität voraus. Wir brauchen entschiedene Christen, einen entschiedenen Klerus, einen entschiedenen Episkopat, der weiß und der sagt, was er zu sagen hat, was er will und was Sache ist. Um den heißen Brei herumreden führt nicht weiter.

Ignatius von Loyola hat in seinem Exerzitien-Büchlein (am vierten Tag der zweiten Woche) die Entscheidung in die Mitte seiner Exerzitien gestellt. Er spricht von der Wahl zwischen zwei Bannern, von Jerusalem und Babylon. Bei dieser Entscheidung ist nur ein Ja oder ein Nein möglich. Sicher werden uns bei unserer Entscheidung nicht alle folgen, so wie auch Jesus nicht alle gefolgt sind, am Ende war dann am Kreuz fast allein, als außer Johannes, Maria seine Mutter und ein paar Frauen alle anderen stiftend gegangen sind. Bei der Eucharistiepredigt im Johannesevangelium ist es Petrus, der nach der Eucharistiepredigt die entscheidende und entschiedene Antwort gibt. Er tritt, wie auch sonst in den Evangelien als Repräsentant des Jünger-Kreises und als erster der Apostel auf. Er ist keine Neben- oder Randfigur; kein anderer Name kommt im NT so oft vor wie die des Simon Petrus. Er ist der Felsenmann, der die Richtung vorgibt.

Das Bekenntnis des Petrus: Du bist der Heilige Gottes.

Petrus formuliert die einzig mögliche Alternative und den Weg, den wir einschlagen sollen, kristallklar: „Herr wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes.“

„Der Heilige Gottes“ war ein alter Christustitel. Er findet sich oft bei den Synoptikern (Mk 1,24; Lk 4,24; vgl. Apg 3,14; Apk 3,7; 6,10); in entsprechenden Parallelstellen bei den Synoptikern wird das Bekenntnis „der Heilige Gottes“ mit dem Bekenntnis „der Sohn Gottes“ wiedergegeben (Mk 3,11; 5,7; Lk 4,41). Wir finden dieses alte Bekenntnis übrigens noch heute im Gloria: „*Tu solus sanctus*,“ „Du allein bist der Heilige.“

Was ist damit gemeint? Das Heilige ist eine Grundkategorie der gesamten Religions- und Kulturgeschichte der Menschheit. Sie hat immer unterschieden zwischen dem Heiligen (*fanum*) und dem *profanum*, dem was vor und außerhalb des heiligen Bezirks liegt. So gehört zur gesamten Religions- und Kulturgeschichte Unterscheidung. Es ist nicht alles gleich. Es gibt den heiligen Bereich, dem man mit Ehrfurcht begegnet, der aber gerade so anziehend und faszinierend ist. Nicht umsonst hat man das Heilige als *tremendum fascinosum* beschrieben (Rudolf Otto), was sowohl Furcht im Sinn von Ehrfurcht wie Faszination ausdrückt.

Die Bibel hat diese Unterscheidung von heilig und profan nicht aufgehoben, wie die liberale auch noch manche neuere Theologie meint. Die Bibel sagt aber nicht *das* Heilige, sondern *der* Heilige. Er ist der ganz Andere und Unvergleichbare, der über alles Erhabene. Seinen Namen muss man nach dem zweiten Gebot heilig halten, und Jesus lehrt uns beten: „Geheiligt werde Dein Name!“ Theologie treiben, von Gott reden, heißt Unterscheidungen machen. Die Unterscheidung von Gott und Welt macht den Theologen.

Erst die Moderne hat diese Unterscheidung aufgegeben. Friedrich Nietzsche hat den modernen Irrsinn in seinem Gedicht über den letzten Menschen so karikiert: „Kein Hirt und eine Herde! Jeder will das Gleiche, jeder ist gleich; wer anders fühlt, geht freiwillig ins Irrenhaus.“ An diesem Irrenhaus sind wir nah dran mit der Diktatur des Relativismus und der *political correctness*. Denn das Ergebnis der Gleichmacherei ist, wenn alles gleich und nichts mehr heilig ist, dann ist alles banal und langweilig. So rennt man von Event zu Event, wo man für einen kurzen Augenblick Faszination erleben kann, die dann aber schon am nächsten Morgen in Frustration umschlägt; das schreit nach neuen sich stets überbietenden Events. Wenn nichts mehr heilig ist, das was einmal als heilig galt, als Tabu abgetan und jeder Tabubruch als Fortschritt gepriesen wird, dann wird das Leben indiskret, taktlos, distanzlos, ehrfurchtslos und letztlich unerträglich.

Wir stehen vor der Aufgabe und haben allen Grund die Dimension des Heiligen zurückzugewinnen, neu Ehrfurcht vor Gott zu lernen, das erste Gebot neu buchstabieren und damit auch die Ehrfurcht vor den anderen und vor der Natur zu lernen. Ohne die Dimension des Heiligen zurückzugewinnen hängen alle anderen Reformen und Reformbemühungen in der Luft. Wir müssen die Gottesfrage in die Mitte rücken. Wir brauchen eine theozentrische Wende in der Theologie und in der Pastoral.

Gehen zu dem, der sich für uns hingegeben hat

„Du bist der Heilige Gottes.“ Petrus spricht nicht allgemein und abstrakt von einer göttlichen Dimension. Gott ist kein Deo-Spray (Papst Franziskus). Gott ist eine konkrete Wirklichkeit; er ist konkret geworden in Jesus Christus. In ihm hat er gezeigt, dass er Liebe und Barmherzigkeit ist.

In der Eucharistierede sagt er, dass er sein Fleisch, d.h. sein Leben, sich selbst hingibt für das Leben der Welt (6,51). Im Johannes-evangelium finden sich viel derartige Formulierungen: Er ist der gute Hirt, der sein Leben hingibt für seine Schafe (10,11.15). Er ist der Freund, der sein Leben hingibt für seine Freunde (15,13; vgl. 11,50-52). Er ist das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinweg nimmt (1,29.36). Im Hohepriesterlichen Gebet heißt es, dazu habe der Vater ihn geheiligt (10,36) damit er sich heiligt für uns um uns zu heiligen in der Wahrheit (17,17.19).

Damit steht die Eucharistierede in der Tradition eines der ältesten und zentralsten neutestamentlichen Texte, der Abendmahls-Worte Jesu: Mein Leib für euch, mein Blut, für viele (Mk 14,24; Mt 26,28; Lk 22,19 f; 1 Kor 11,24; vgl. Mk 10,45). Die Eucharistierede im Johannesevangelium nimmt die älteste, auf Jesus zurückgehende Christologie des *Pro vobis* und *Pro multis*. Paulus und der Hebräerbrief haben sie weiterentfaltet und Jesu Existenz als Pro-Existenz, als Sein und als Lebenshingabe für die anderen, für uns, für mich gedeutet.

Mit dieser Botschaft „Für euch“, „für viele“, „für mich“ befinden wir uns im Zentrum der biblischen Botschaft. Doch genau an dieser Stelle setzen gegenwärtig viele Probleme ein. Dabei ist die Frage ob man das *pro multis* mit *pro omnibus* übersetzen darf nur ein Nebenkriegsschauplatz. Sicher – und da hat Papst Benedikt XVI. Recht – wortörtlich genommen muss man *hypèr pollôn*, „*pro multis*“ mit „für viele“ und nicht mir „für alle“ übersetzen. Doch inzwischen weiß man, dass jede Übersetzung eine Deutung ist. Insofern ist die Übersetzung mit „für alle“ zwar nicht wörtlich aber sinngemäß zutreffend. Denn es ist im Neuen Testament, auch im vierten Evangelium eindeutige Lehre, dass Jesus sein Leben für die Welt (Joh 6,51) und für alle (Röm 5,18; 2 Kor 5,14; Hebr 2,9) hingegeben hat und dass Gott das Heil aller will (1 Tim 2,6).

Manche fürchten eine Allerlösungslehre. Zu Unrecht! Denn wenn Jesus seiner Intention nach für alle stirbt heißt nicht, dass faktisch auch alle gerettet werden. Denn Gott will zwar das Heil aller, aber er will es nicht

über unsere Köpfe hinweg; er respektiert unsere Freiheit. Wir können hoffen, aber wir können nicht wissen, dass Gottes Liebe am Ende für alle so attraktiv ist, dass sie alle an sich zieht. Das bleibt letztlich ein Geheimnis der Freiheit Gottes in seiner Gnade und der Freiheit jedes Menschen in seiner Glaubensentscheidung.

Doch das ist nur ein Nebenkriegsschauplatz, wenngleich in der Katechese und Verkündigung nicht einfach zu vermitteln. Viel wichtiger und auch schwieriger ist, dass viele nicht erst heute sowohl das „für viele“ wie das „für alle“ als anstößig empfinden. Sie fragen: Wie kann Jesus stellvertretend für uns, wie kann er für mich sterben? Wie kann er, dort, wo es wirklich um mich geht, an meine Stelle treten? Wird da nicht meine Eigenverantwortung in Frage gestellt? In der Tat stellen heute nicht wenige die biblisch bezeugte Stellvertretungslehre in Frage. Sie stellen damit in Frage, was das Herz der neutestamentlichen Botschaft ist.

Andere wollen nicht so weit gehen und greifen zu einer „weichen“ Interpretation. Sie sagen, das *hypèr pollôn* „für die vielen“ meine Jesu Solidarität mit uns, besonders sein Einsatz für die Ausgestoßenen, die Armen und die Kleinen, die Verfolgten. Das meint sie zweifellos auch; aber damit ist noch nicht ihr ganzer Ernst und ihre ganze Tiefe der Aussage erfasst. Es gibt nämlich nicht nur das physische und soziale Elend; es gibt auch das metaphysische Elend, die totale Entfremdung von Gott, die nach biblischem Verständnis im Tod zum Ausdruck kommt. In dieses Verhängnis sind wir alle verstrickt. Keiner kann sich sozusagen am eigenen Schopf aus dem Sumpf herausziehen.

Es bedurfte eines neuen Anfangs, einer neuen Schöpfung. Der konnte nur von Gott kommen. Er allein ist Herr über Leben und Tod; er allein kann aus der Todesnot erretten. Nur indem in Jesus Gott selbst den Tod auf sich genommen hat, Gott aber nicht sterben kann, hat sich der Tod sozusagen am Kreuz zu Tode gelaufen. Der Tod Jesu wird so zur Einbruchsstelle neuen Lebens, des Friedens und der Freude, der Versöhnung und der Einheit. Hoffnung ist wieder möglich geworden. Jesus setzt sich also nicht an unsere Stelle, er macht unsere Stelle erst wieder frei und setzt uns frei. Mit den Worten des Paulus: Er hat uns zu unserer Freiheit frei gemacht und zur Freiheit berufen (Gal 5,1.13) und damit zu einer neuen Schöpfung gemacht (2 Kor 5,17 f; Gal 6,15).

Dieses „für euch“, „für die vielen“, „für mich“ ist die innerste Mitte priesterlicher Existenz. Wir sprechen es jedes Mal, wenn wir Eucharistie feiern; wir sprechen es „*in persona Christi*“. Priester, Pastor sein, pastoral wirken heißt Hirte sein, der wie der gute Hirte sein Leben

hingibt für die anderen (Joh 10,11). Mit diesem „für euch“ dürfen wir nicht nur im Wort sondern durch unsere Existenz den anderen Leben, Friede, Versöhnung, Freiheit zusprechen. Das ist nur möglich, wenn wir wie Paulus sagen: „Soweit ich jetzt noch in dieser Welt lebe, lebe ich in dem Glauben an den Sohn Gottes, der sich für mich hingegeben hat“ (Gal 2,20). Das führt zum Johannes-evangelium zurück. „Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben hingibt für seine Freunde“ (15,13).

Paul Gerhard hat diese existentielle Dimension des „*Pro nobis*“ in seinem bekannten Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“ in eindrücklicher Weise zum Ausdruck gebracht: „Was du o Herr erduldet, ist alles meine Last; ich, ich hab das verschuldet, was du getragen ist.“ „Ich danke dir von Herzen, o Jesu liebster Freund, für deines Todes Schmerzen, da du's so gut gemeint.“

Überzeugend an der Botschaft Jesu ist die Botschaft von Gott als Liebe (1 Joh 3,8.16). Der Vater die Welt so sehr geliebt, dass er seinen Sohn gesandt hat (Joh 3,16). Der Sohn hat sich aus Liebe für uns, für jeden von uns sein Leben hingegeben), und eine größere Liebe als sein Leben hinzugeben für seine Freunde kann man nicht denken (Joh 15,13). Im Hl. Geist ist Gottes Liebe ausgegossen in unsere Herzen (Röm 5,5). Hans Urs von Balthasar hat ein schönes, tiefes noch immer lesenswertes Büchlein geschrieben mit dem Titel „Glaubhaft ist nur Liebe“. Für den Glauben und fürs Priestertum sich entscheiden, bedeutet sich von der in Jesus Christus sichtbaren Liebe Gottes bestricken lassen und sich für Liebe entscheiden als Sinn des Lebens und als Sinn der Welt.

Wohin anders sollen wir also gehen?

Mich hat die Apologetik des Petrus stets überzeugt „Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!“. Es gibt nichts Besseres und Überzeugenderes. Was wäre denn die Alternative? Wer hat mir Besseres und Größeres zu sagen? Gibt es etwas Besseres als bei dem zu stehen, der ganz zu uns gestanden ist, der sein Leben für uns hingegeben hat? Auf ihn ist Verlass. Er ist der Gewissheitsgrund unseres Glaubens. Seine Liebe ist, was mich ganz ausfüllen kann, was mich trägt im Leben und im Sterben.

Christsein ist kein Festhalten an einem Dogmen- und Moralsystem, so sehr Dogma und Moral mit dazu gehören. In erster Linie aber ist Christsein und Priestersein in besonderer Weise Nachfolge Christi, Freundschaft mit Christus, Leben und Gemeinschaft mit Christus und

in Christus, letztlich Schicksalsgemeinschaft mit Jesus Christus. Damit steht und fällt alles.

Das führt zurück zum Wesentlichen, Zentralen und Fundamentalen. Jesus Christus ist die Antwort auf die Frage, warum ich katholisch bin und bleibe, warum ich Priester bin und es gerne bin. Das entscheidet sich nicht an diesem oder jenem Papst, an dieser oder jener Bischofs-ernennung, an Hand- oder Mundkommunion, Zelebration zum Volk hin, auch nicht an Diakoninnen. Über all dies kann man diskutieren. Die Frage ist nur, welchen Stellenwert solche Fragen haben. Lassen Sie mich in aller Ehrlichkeit sagen und gestatten Sie mir diese Offenheit: Die Fragen, an denen man sich derzeit in Deutschland in der öffentlichen Diskussion oft festbeißt, sind Nebenfragen, Nebenkriegschauplätze. Von außen gesehen und nach der öffentlichen Wirkung beurteilt ist die gegenwärtige kirchliche Landschaft in Deutschland ein ideologischer Drahtverhau mit vielen Grabenkämpfen, ein Stellungskrieg, in dem sich nur wenig bewegt.

Ein Themenwechsel tut uns not. Denn wenn die gängigen, seit 40 Jahren bekannten Postulate so entscheidend wären für die Zukunft der Kirche, wie sie dargestellt werden, dann müsste es den evangelischen Freunden prächtig gehen. Sie haben keine Papst und keine Kurie, brauchen auf Weltkirche keine Rücksicht nehmen, haben keinen Zölibat, ordinieren Frauen zu Pastorinnen und Bischöfinnen, segnen zweite und dritte Ehen, gleichgeschlechtliche eingeschlossen. Aber geht es ihnen besser wenn es um die Vermittlung des Evangeliums geht? Leider nicht! Ich sage dies nicht schadenfroh. Ich sage: Leider geht ihnen kein Haar besser, im Gegenteil. Die Zukunft des Christentums und der Kirche in unserer Gesellschaft kann also letztlich nicht an diesen Fragen hängen. Es geht um die Gottes- und um die Christusfrage.

Der Grund weshalb ich mich für Papst Franziskus ausgesprochen habe war der Eindruck: In Europa brauchen wir Frischluft- und Blutzufuhr von den südlichen Kirchen; sie sind jung und lebendig. Der Name Franziskus ist nicht nur ein Name, er ist ein Programm für eine Erneuerung aus dem Ursprung, aus der radikalen Nachfolge und Freundschaft mit Christus. Mit diesem Programm der radikalen Nachfolge hat Franz von Assisi er den Ruf „Franziskus, bau mir meine Kirche auf!“ verwirklicht und die Kirche damals erneuert. Es gibt heute kein anderes.

Woanders also sollen wir hingehen wenn nicht zu dem, der sich für uns hingegeben hat. Seine Hingabe wird in jeder Feier der Eucharistie

gegenwärtig, und sie dauert fort bei dem in Gestalt des Brotes bleibend gegenwärtigen Herrn. Wo anders sollen wir hingehen, als uns –heute am Herz-Jesu-Fest –an dem mittelalterlichen Herz-Jesu-Motiv orientieren und wie der Liebesjünger am Herzen Jesu immer wieder Ruhe zu finden (Joh 12,23) und Kraft zu schöpfen für den Weg, der uns einmal ganz zu ihm hinführen soll. Ich hoffe, diese Tage in Köln können uns auf diesem Weg und in dieser Aufgabe als Priester neu bestärken.